

# Die Neue Welt

Nr. 23

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Der Förster von Konradsreuth.

(Fortsetzung.)

Roman von Nicolaus Krauss.

Plant reichte der Försterin die Hand, damit sie trockenen Fußes über eine Wasserader setzte. Dann fuhr er fort:

„Sie stammen Alle aus einigen Dörfern da unten bei Taus. Natürlich aus einer Waldgegend. Sie bilden zusammen eine Gesellschaft und arbeiten auf gemeinsamen Gewinn. Der leitende Kopf ist der Vorarbeiter Stibral. . . Der ist schlau, wenn er sich auch manchmal etwas dumm stellt. Er hat auch die Organisation ausgetüfeln. Der andere Vorarbeiter, der Meyer, hat mit den Leuten eigentlich nichts zu thun, er ist der Vertrauensmann des Händlers. . .“

Aus dem sterbenden Schwarzholz kam ein Chaos von Tönen: Krachen und Prasseln, hallende Schläge und asthmatisches Dampfgeschlöhne. Der Adjunkt mußte seine Stimme verstärken.

„Sie dulden Keinen in ihrer Gesellschaft, den sie nicht wollen. . . Mergen Sie sich nicht mit dem kleinen Wenzel. Wenn er wieder schwindelt, dann sagen Sie es Stibral. . . Sie haben ihn schon lange auf dem Zuge: Sie wollen ordentliche, aufständige Arbeiter sein. . . Haben Sie übrigens schon bemerkt, wie. . . na, wie ritterlich sie mit der Kofel umgehen? . . . Wie mit einer Dame. . . wie mit einer Dame! . . . Man möchte schier lachen. . . aber es ist doch schön von den Leuten. . .“

Sie waren am Schwarzholz. Drüben über dem schmalen Weg und dem Graben, der hier den Stadtwald von den Feldern des Kleinbauern Strung schied, stand der Vorarbeiter Stibral. Er zog sein graugrünes mit einer Eulensfeder geschmücktes Hütlein und machte eine tadellose Verbengung.

„Die Frau Försterin möchte den Holzschlag sehen. . .“

Stibral verneigte sich; einige Worte an die Mitarbeiter, ein Mann legte die Art hin, zog den Zollstock und gab die Anweisungen. Der Vorarbeiter trat an Lene's Seite und führte sie am Rande des Schlages hin.

Die Frau sah sich den Mann zum ersten Male aufmerksam an. Der graue Anzug umschloß den schmalen, sehnigen Körper wie eine Haut, die hohen Absätze der Schaftstiefel ermöglichten ein zierliches Auftreten, im braunen Antlitz stand fest und bewogen die kurze, etwas aufgestülpte Nase, die wenigen Schmirr- und Spitzbarthaare erschienen tief schwarz und straff.

Stibral führte die Försterin an eine Stelle, wo sie den ganzen Schlag übersehen konnte. Vor ihnen lag der Wald mächtig zu einer flachen Grasmulde hinab. Zur Rechten hatte die Art schon ein weites, helles Loch gerissen; Fichten blickten vom jenseitigen Hang herüber und über sie die düsteren Tannen.

Vom Wiesengrund her, in mehreren Staffeln, machten die Mordkolonnen ihren Angriff. Die eine war schon nahe dem Waldbrande. Ganz deutlich konnte Lene ihr Vorgehen verfolgen. Ein Blick nach oben, nach welcher Seite sich der Baum wohl neige, dann sprangen die vier Mann zu. Von zwei Seiten zugleich fielen sie den Stamm an, die einen mit der Säge, die andern mit Äxten. Bald klang's wie um die Wette: Risch—risch, taf—taf; risch—risch; taf—taf. . .

„Sehen Sie,“ erklärte der Adjunkt, „sie haben Äxte mit geschweiftem Stiel! Die sind viel handlicher. . . Aber unsere Holzhauer wollen sie nicht. . . Hat der Vater und der Großvater mit ihnen gearbeitet, so werden die geradstieligen wohl auch für uns taugen,“ sagen sie. . .“

Lene sah den Sprecher groß an; es war etwas Spöttisches in seiner Stimme. Plant ließ den Spott fahren und sagte gerade heraus:

„Na ja! . . . Mit dem Zeitgeist gehen unsere Holzhauer nicht. Soviel steht fest. Es könnte anders sein, und es wäre besser für sie. . .“

Die Säge wurde mit einem Ruck zurückgerissen, auch die Äxte verstimmten. Nur ein kleiner Zwischenraum trennte noch die beiden klaffenden Wunden. Wieder ein Blick nach oben, dann setzte langsam die eine Art wieder ein: taf. . . taf. . . taf. . . taf! Der letzte Widerstand war gefallen. Die vier Männer sprangen rückwärts. Der Baum erzitterte bis in die letzten Nadelspitzen hinauf. Aber noch stand er. Jetzt lief ein leises Wellen durch die Zweige, dann kam ein Schwallen in die Krone, das immer stärker wurde. Plötzlich begann das Fallen, erst langsam, dann mit furchender Wucht. Brechende Äste, dumpfer Aufschlag, aufsprühende Nadeln. Noch am Boden schlugen und wippten die Zweige; das untere Stammende war ein ganzes Stück über den Stock hinaus nach rückwärts gefahren. Sofort iraten die Artmänner an den Gefallenen, Art fiel um Art. Hinter ihnen maß der Zollstock Klöcher- und Schwellenlängen, die Säge freischte. Als die Vorderen sich aufhoben, auch ein Stück Spitze in das Keisig zu hacken, wollte Stibral Einspruch erheben. Plant flüsterte ihm einige Worte zu. Der Vorarbeiter nickte und schwieg.

In einer guten Viertelstunde war der Baum, wie Lene es mit einem Mehgerausdruck bezeichnete, vollständig „ausgehakt“.

Mehrere Bäume hatte die Försterin fallen und kürzen gesehen; einmal verbiß sie nur mit Mühe das Lachen. Ein Baum war vollständig durchgehakt und durchgehauen, aber er fiel nicht. Die Arbeiter steckten die Köpfe zusammen, sie wußten keinen Rath. Der Adjunkt trat an den Stamm — und zuckte

die Achseln. Da fuhr Stibral mit dem Finger langsam an der Sägelinie hin; nach einwärts sank sie mächtig herab. Zwischen ihr und der ebenso gestalteten Hankerbe auf der anderen Seite tat das Stammende wie ein Keil. Nun versuchte man es an der Hauptstelle mit Holzseilen. Der Baum rührte sich nicht. Jetzt griff der Vorarbeiter selbst zur Hake und trieb einen Keil langsam in den Sägeschnitt. Ebenso langsam hob sich der Stamm. Plötzlich trat er einen Schwallen und ränste hernieder. Die von dem unvernünftigen Fall überraschten Arbeiter sprangen durcheinander. Knapp vor Lene stießen Zwei mit den Köpfen zusammen, schon lagen sie auf dem glatten Nadelboden.

Lene wollte noch einmal den alten „Großvater“ sehen, den in Konradsreuth jedes Kind kannte, und von dem man sprach weit in's Egerland hinein. Als man vor der Niesenföhre stand, die ihre untersten Äste hoch über die Wipfel der umstehenden Kamerasden hob, leuchteten selbst die Augen des Vorarbeiters. Kaum mehr als hundert Schritte war man gegangen, der Lärm des Schlages drang nur gedämpft noch herüber. Zwischen den Stämmen hindurch fielen breite Sonnenbänder auf den dunklen Waldboden. Leise kam das Todtenlied von den Zweigen des alten Baumes.

Auf Plant's Aufforderung versuchte man den Niesen zu unklaffen. Alle Drei reckten Arme und Hände, so weit es ging, es blieb noch immer ein großes Stück unbedeckt.

„Seine zweihundert Jahre wird er auf dem Buckel haben,“ meinte aufathmend der Adjunkt, als er zurücktrat: „Und immer noch grün! . . . Wie viel Förster in Konradsreuth mag er gesehen haben und wie viel Menschenkinder, die stannend an ihm emporgeliegt. . .“

Lene war weich geworden. „Der alte Frank hat mit ihm zugleich gehen wollen. Er hat es oft gesagt. . . Jetzt liegt er schon lang in der Erden. . .“

Stibral stieß den Stiefelabsatz an den Stamm. Es klang dumpf und hohl.

„Brennholz!“ sagte er wegwerfend. —

Die Försterin hatte sich entschlossen, das Geschäft zu machen. Und der Händler sollte es sofort erfahren. Während man nach dem Holzschlag zurückging, erzählte Plant, was er in der Stadt über den Alten gehört.

Hoffmann war früher selbständig gewesen und hatte als der schlaueste Auktäuser weit und breit gegolten. Aber so glücklich wie er hier gewesen, so viel Pech hatte er beim Wiederverkauf. Als die großen Holzgesellschaften aufkamen und die mittleren Firmen bald wie die Fiegen im Herbst fielen, war er fast an jedem Konkurse beteiligt, von dem man

hörte. Bald war sein Vermögen dahin und damit das Betriebskapital.

Da nahm ihn die Leipziger Gesellschaft als Käufer und ließ ihn beim Einkauf und beim Einstellen von Arbeitskräften so weit freie Hand, daß es nach Außen den Anschein hatte, als wäre er noch immer sein eigener Herr.

Hatte man früher von Hoffmann's glücklicher Hand gesprochen, so hob jetzt ein Staunen und Entsetzen an, das nicht gerade von Hochachtung Kunde gab. Die geschäftliche Gewandtheit wurde zur Geriebenheit und Raffiniertheit. Besonders auf Banernwald habe er es jetzt abgesehen. Er verwende gewissenlose Förster gegen einen Sündengeld als Abschäfer. Vor Jahr und Tag sei ihm bei einem Waldkauf an der bayerischen Grenze der Stamm auf kaum zehn Kreuzer gekommen, und den ganzen Grund und Boden habe er noch umsonst gehabt . . .

Der Lärm des Schlags verbot ein weiteres Erzählen. Die Stelle, an der sie sich befanden, gleich einem Zimmerplate. Ein Duzend Arbeiter war damit beschäftigt, die Doppelschwellen, ehe sie unter die Säge kamen, roh zuzuhauen. Die Stämme tröpften von Harz, und im Handumdrehen wurden die Äxte stumpf. Jeder Arbeiter, der das an seinem Instrumente bemerkte, stieß eine Art Knurren hervor, warf die stumpfe Art einem Manne hin, der nichts Anderes zu thun hatte, als Äxte zu schärfen, und griff nach einer frischen.

„Das thun unsere Holzhauer auch nicht,“ warf der Adjunkt hin. „Da geht Einer mit einer Feile, ein Anderer mit einem Beizstein und wieder ein Anderer mit einem allmächtig großen Schleifstein das stumpfe Eisen an. Auch Duzendhämmer habe ich schon gesehen . . . Und das Resultat? Zeitverwüthung!“

„Lene war gereizt. Das war wie ein Stich auch auf den Förster.“

„Was haben Sie denn allweil mit unseren Holzhaueu? . . .“

Der kleine stehende Dampfseffel, der die Säge trieb, pulste ganz in der Nähe. Jetzt sahen sie auch Hoffmann. Er saß auf einem im Biereck gehäuteten Stolz Schwelken und blickte angezogen nach dem ab- und aufsteigenden Sägeblatt. Seine Lippen bewegten sich leuchtlos. Jedesmal, wenn die Säge mit einem klingenden Knack durch einen Ast fuhr, gab er auch seinem Oberkörper einen Schwung nach vorwärts und zappelte mit Händen und Füßen.

Der Adjunkt mußte sich abwenden. In seinem Ohr erklang, was dieser gierige Geldgeier in sich hinein murmelte:

„Lau, mein Sägelein, lauf . . . damit wir bald fertig werden und die Schwelken abliefern können! . . . Die schönsten Schwelken! . . . Ja? . . . Brav, mein Sägelein . . . Brav! . . . Marie, ich werde Dir einbringen! . . . Die dummen Äxte! . . .“

Er kratzte vom Hantel. Da bemerkte er die Försterin. Mit angezogenem Mund ging er auf sie zu.

„Ra, also?“

„Ich nehme das Reizig! . . . Aber die Hanteln müssen gut geschlichtet sein . . . Nicht zu locker!“

„Selbstverständlich, gnädige Frau! . . . Sollen ich über den alten Hoffmann nicht zu beklagen haben! . . .“

Er verkniff den Mund seiner Hand.

„Also abgemacht! . . . Stibral! . . . Wo steht denn der Neuzug wieder? . . . Stibral, lassen Sie den Kerlen heute Abend jeden eine Flasche Bier geben . . . auf meine Rechnung! . . .“

Seine Augen waren wieder auf die Säge gerichtet. Er rieb die Hände ineinander.

„Was, wie das geht, Frau Förster? . . . Wie geschmeckt! . . . Keine aber doch noch schneller gehen! . . .“

Er ergüß einen harzigen Speich und wandte sich nach dem Seffel. Aber der Heizer pflanzte sich vor die Feuerung.

„Ganz! . . . Springt sich leicht!“

„Gut! Wenn was passiert, laß ich Dich aufpassen . . . auf meine Kosten . . . Ich stehe ja auch dabei! . . .“

Der Arbeiter rührte sich nicht. Am meisten ärgerte Hoffmann sein kalter, ruhiger Blick.

„Stibral! . . .“

„Der zuckte die Achseln.“

„St geprüfter Heizer . . . trägt die Verantwortung . . .“

Da warf der Händler das Holzstück zu Boden und beide Hände schlenkerte er in die Luft.

„Himmelschreier! . . . Da muß man bankrott werden! Sie legen es ja rein darauf an . . . Oh! . . . Ja, Frau Förster, Sie haben leicht lachen . . . Branchen sich nicht mit diesem . . . Volk ruzuzürgern und machen ein Geschäft nach dem anderen . . .“

Er leuzte.

Lene wandte sich heimwärts. Als sie sich an der Ecke noch einmal umsah, sah der Händler schon wieder auf seinem Schwellenstoß, und seine starren Augen verfolgten unablässig den Gang der Säge.

Von dem schönen Frühlingstage, dessen klares Auge über Wald und Siebelung leuchtete, wurde die Försterin auf dem Heimwege nichts gewahr; sie rechnete. Sie rechnete, faste mit der Linken die Unterlippe und schloß von Zeit zu Zeit die Lider, daß nur durch einen schmalen Spalt ein ungewisser Schein fiel . . .

Wenn das Reizgeschäft einschlug — und es mußte glücken — hatte sie in ganz kurzer Zeit siebenhundert Gulden verdient . . . mehr als in den zwölf Jahren, da sie Magd gewesen.

Ein wohlthätiges Gefühl der Befriedigung und des Stolzes überließ sie.

Die Leute erhielten was sich gehörte. Und sie waren auch soweit zufrieden. Sie hatten sich nicht über sie zu beklagen. Ganz anständig betrogen sich diese „Böhmaden“ . . . Und was hatten die Leute über sie Alles zusammengetrauscht! . . .

Nicht einen Menschen mehr hatte sie gebraucht! . . . Ra ja . . . Die Kofel bekam ihr schönes, neues Kleid . . . da sollte es nicht fehlen . . . Und der Brandherd? . . . Ja, wenn sie den nicht gehabt hätte . . .

Ueber das Gesicht der Frau huschte ein Schatten, der Kopf kam in's Schütteln.

Er hatte sofort herausbekommen, daß das Bier die Hauptsache mit sei, und nur ihm war es zu verdanken, wenn die Konzeption noch rechtzeitig heraus kam . . . Und überall war er mit dabei, ohne, daß es einer Bitte, eines Wortes bedurfte hätte: früh beim Kaffee . . . beim Mittagessen, wenn von zehn, zwölf Seiten zugleich nach der Portion geschrien wurde . . . und Abends . . . Und immer lustig und aufgeräumt . . . Die Arbeiter schworen auf ihn, tranken eine Flasche Bier und noch eine, wenn er nur erzählte . . . während der eigene Mann sich rein um nichts kümmerte, ihr kaum ein Wort gönnte, immer kälter wurde . . .

„Etwas feil wurde er ja . . . der . . . Adjunkt! . . . Das war ihm nicht recht und Jenes auch nicht . . . Vorhin wieder, mit den Holzhaueu . . . Die sind doch auch keine heurigen Hasen . . . Als wenn der Gruber sein Geschäft nicht verstehen würde . . . ein Mann wie er! . . . Ra, sie hatte es ihm ja deutlich merken lassen . . .“

Die Frau hatte sich in eine wachsende Erregung hinein verirrt.

„Ja . . . aber, wenn sie nun . . . den . . . Adjunkten nicht hätte? . . .“

Bald in ein Stolpern wäre sie gerathen.

„Wenn er sich nun beleidigt fühlte . . . und ginge . . .“

Sieheud heiß fuhr's an ihr empor. Sie schritt aus, es war fast ein Laufen.

„Wann er ginge? . . .“

Sie griff sich an den Kopf und lief.

In dieser Nacht, gegen zwei Uhr, wurden die Bewohner von Konradstentz von einem donnerähnlichen Schläge aus dem Schlafe gerissen. Der Boden zitterte, wie nach einem Erdstöße. Ein Rauschen hub an in allen Hünern, ein Schreien, Aufstehen und Feinden. Die Fenster wurden hell, auf den Treppen fanden sich Gruppen zusammen.

Im Förstehause flogen Thüren auf und zu. Schreie in einer fremden Sprache erklangen. Alles laufte.

Aber die Nacht blieb klar und windstill.

Zum Frühstück kam der Holzhändler Hoffmann schon aus dem Schwarzhölze zurück. Er war außer sich.

„So etwas! . . . Jetzt war der Ruin fertig! . . . Er hatte es ja auf den ersten Blick gesehen . . . diese atomische . . . diese . . . ja wohl, Schandwirthschaft! . . .“

Vor der Försterin blieb er stehen, schlenkerte die Hände empor und schrie:

„Nicht Brachstämme hat mir die alte Kiese zerfahmetert! . . . Ungefallen ist sie, wie ein abgefaulter Kohlstrom . . . Hundert Gulden Schaden hab' ich! . . . Ich halte mich an die Stadt . . . an den Förster! Eine Schuld und Schande ist es . . . ja wohl! . . . ein so altes, faules Faß, das gar keine Werth hat, so lange stehen zu lassen!“

Die Thür zum Nebenzimmer öffnete sich. Ganz ruhig sagte Gruber:

„Herr Hoffmann, Sie sind mein Gast . . . Aber ich muß doch sehr bitten! . . .“

Der Händler konnte sich nicht beruhigen.

„Aber ich bitte Sie, Herr Förster! . . . So ein Dummheit! . . . So ein altes Luder, das keine Kreuzer werth ist, so lange stehen zu lassen . . . und noch den Leuten anzuhängen, die ihr gutes Geld . . .“

„Ein alter Baum ist manchmal mehr werth als ein dummer Mensch! . . .“

„Jetzt will er mich auch noch beleidigen! . . . greinte der Händler.“

Die Thür hatte sich hinter dem Förster berein geschlossen.

VI.

Am einem Sonntage, vor dem Schlafengehen öffnete Gruber, wie es seine Gewohnheit war, die Guckel eines nach dem Garten gehenden Fensters um nach dem Wetter zu sehen. Die Nacht war sternenklar, aufkommender Südost ging, ab und fast in Stößen.

„es ist ja ganz er die Vaseffluat an, schunippe und war mit einigen Springen in der Nebenstube. Beide Fensterflügel zugleich stieß er auf; da stand schon die Röhre über dem Walde, der Brandgeruch war nicht zu verkennen.“

„Le-ne! . . . Lene!“

Schon hatte er die Stiefel.

„Von den Leuten dranzen . . . Alles hinaus mit Hacken und Schanfeln! . . . Der Adjunkt verständig die Holzhaue! . . . Der Wald brennt! . . .“

Er hatte den Sichtenstoß gefaßt, und während die Frau sich noch die Augen rieb, war er schon hinaus. Hinter ihm, durch's zufallende Posthül, schlüpfte etwas Schwarzes, der Dackel. Er nieste, schlenkerte und schüttelte einigemal den Kopf und sah zu seinem Herrn empor.

Hinter im Holländerbusch blieb der Förster stehen. War das Feuer in seinem Revier, oder drüben im armseligen Banernwald? Er schaute, bis ihm die Augen thräneten. Das eine Mal glaubte er die Funken deutlich aufwirbeln zu sehen, ihr knisterndes Verlöfchen zu hören, dann schwamm es wieder wie ein weit entfernter rother Nebel vor ihm. Das Letztere mußte eine Täuschung sein, der Brandgeruch sprach dagegen.

Wenn er sich an der oberen Grenze hielt, konnte er den Brandherd nicht verfehlen. Gruber schritt aus, das Sträßchen entlang, vor ihm, im Trüben Gang, der Dackel.

Der Hochwald verstrahlte Feuerchein und Brandgeruch.

Die rechte Zeit zu einem Waldbrand war es jetzt schon! . . . Nein wie ausgefuch! . . . Unter der Junikitze war der Waldboden zu einem Zunderfeld geworden. Ein Funke, und das sprühte und prasselte auf wie ein Feuerwerk! . . . Nun, er hat in seinem Revier Moos und Nadeln und Fallholz sich nie fußhoch anhäufen lassen, und mit dem dünnen Unterholz war auch immer aufgeräumt worden, gar besonders in diesem Jahre.

Blötzlich fiel ihm die Schältrinde am hinteren Holzschlag ein. Und schon lief er . . . Wie oft hat er den Leuten gejagt, sie sollten doch Ordnung machen!

das Schnitzzeug lieber gleich verbrennen. . . Aber die Leute arbeiteten im Afford, mußten jede Minute ausnutzen, um zu verdienen. . . In ganzen Haufen, über den ganzen Holzschlag hin, hatte sich diese Rinde angesammelt. . . Wenn es jetzt dort brannte! . . .

Im ersten Augenblick durchlief das Gesicht der Schadenfreude den Förster von oben bis unten. . . Schon recht. . . Für den prozigen Stadtrath! . . . Ganz gut! . . . Da hatten sie es nun, diese gerigen Händler! . . .

Aber schon die nächste Minute sah den Anfall überwunden. . . Sein Wald war es doch, um den es ging! . . . Hatte er das schöne Ganzenholz nach dem Hinterbau zu deshalb so lange vor dem Hopfenstangenstiel bewahrt, daß es jetzt zu einem Kohlen- und Aschenfeld wurde? . . .

„Die Gsel! . . . Die Gsel! . . .“  
Der Förster lief. Ueber Baumwurzeln stolperte er, stieß an Stämme, die im schwankeiden Lichte sich unbedeutlich abhoben. Ein Ast griff nach ihm. . .

„Die Gsel! . . . Die Gsel! . . .“  
In Schreien rann ihm der Schweiß unter der Mütze hervor, bald wäre er über den Grund gefallen. Dem Thiere kam es unheimlich vor. Rann drei Schritte hielt er sich von seinem Herrn.

Wenn es aber doch nicht sein Wald wäre? . . .  
(Fortsetzung folgt.)



## Deutsche Sonnenfürsten.

Von Konrad Roester.

(Fortsetzung.)

Dieser mehr als nachsichtigen Beurtheilung fürstlicher Passionen huldigte auch, was sonst von dem Leben der vornehmen Kreise etwas zu Ohren bekam, das heißt das städtische Bürgerthum. „Der deutsche Bürgermann,“ sagt Schloffer, „und wer sonst aus dem Zaun der jener Zeit in den damals herrschenden Pietismus flüchtete, glaubte treuherzig, Verschwendung und Ausschweifung seien den höheren Ständen nach göttlichem Rathschluß zugetheilt; man ärgerte sich darüber nicht mehr.“ Mit dieser knechtischen Denkart beurtheilte also der sächsische Philister, wie die Maitressenwirtschaft, so das prunkvolle Schwelgen am kurfürstlichen Hofe überhaupt, obwohl ihm das Alles theuer genug zu stehen kam, soweit er nicht, wie die Bürger von Dresden, aus dem höfischen Aufwand Nutzen zog. An diesem Hof, wo sich der sächsische Adel mit Abenteuerern und Gaunern der verschiedensten Nationen zusammenfand, ging es in der That lustig zu. „Der Hof dieses Fürsten,“ urtheilt in ihrem hüßigen Memoirenwerk die Markgräfin Wilhelmine von Batrouth, Friedrich des Großen Schwester, „war damals der glänzendste Deutschlands. Die Pracht war dort bis zum Uebermaß getrieben, alle Vergnügungen regierten dort, man konnte ihm mit Recht die Insel Cythera (Lieblingsaufenthalt der Venus) nennen; die Frauen waren dort sehr liebenswürdig und die Hüflinge sehr höflich. Der König unterhielt eine Art Serail der schönsten Frauen seines Landes. . . Sein ganzer Hof richtete sich nach seinem Beispiel, man athmete dort nur Weichlichkeit, und Bacchus und Venus waren die beiden Modegottheiten.“ Die Hofwelt vertrieb sich eben die Zeit, wie ihr Gebieter, wenn gerade keines der betriebe unaußhörlichen Hoffeste stattfand. „Hier giebt es immer Maskeraden, Gelben- und Liebesgeschichten, verirrte Ritter, Abenteuer, Schützen- und Schäferspiele, Kriegs- und Friedensaufzüge, Zeremonien, Grimassen, schöne Maritäten usw.“ wie der Augenzeuge von Lön schreibt. Die „schönen Maritäten“, das sind Kunstammlungen, wofür August aus Eitelkeitsgründen große Summen verausgabte. Diese Sammlungen, sowie seine zahlreichen prächtigen Bauten in Dresden sind das eine Zeugniß seines Thuns und Treibens, dem man wenigstens eine Richtseite abgewinnen kann; wenn sich aber auch der Kunstsinne an dieser Hinterlassenschaft August's erfreut, so darf man doch nicht vergessen, daß die durch die Sammel- und Bauwuth des Königs verausgabten Kapitalien damals dem Lande bei Verwendung für andere dringendere Zwecke bedeutend

müthlicher geworden wären. Freilich ist es eigentlich zwecklos, darüber nachzudenken, was Vortheilhafteres damit hätte geschehen können; denn so viel ist sicher, daß August das Geld, wenn es nicht zur Anschaffung von Kunstwerken und zur Anlegung von Monumentalbauten verwendet worden wäre, ohne jeden Zweifel für einige jener Hoffeste völlig nutzlos verpumpt hätte, für die jene berühmten im September des Jahres 1719 als Beispiel angeführt seien, wo der Einzug der eben vermählten Kurprinzessin Maria Josepha in Dresden feierlich begangen wurde. „Die Kurprinzessin kam“ — so beschreibt der sächsische Geschichtschreiber Plathe diese Szenen — „von Pirna auf dem Pracht- und Admiralschiff Vincentaurus die Elbe herab. Hundert reich vergoldete Gondeln, 15 Fregatten von 6 bis 12 Geschützen begleiteten sie; selbst die Schifferknechte gingen in gelbem Atlas mit weißseidenen Strümpfen. Der König, mit Juwelen für zwei Millionen Thaler bedeckt, empfing sie vor der Stadt an der Spitze des Hofes von 1900 Personen, den Adel hinzugerechnet, und von 6 Regimenten Fußvolk, einiger Kavallerie und 1100 bewaffneten Bürgern. Alles frogte von Gold und Silber. Selbst das massiv goldene Posthorn des Generalpostmeisters von Morbay war mit Edelsteinen besetzt. Der Einzug geschah durch Truppenreihen unter 330 Kanonenschiffen. Eine Ehrenpforte reichte sich an die andere. 286 Handpferde, 52 Maulthiere, 107 sechspännige Karossen, 7 Schwadronen Reiter, 36 Landstände der Lausitz, 64 sächsische, 200 Jäger, 100 Schweizer, alle Regimenter, reich und neu gekleidet, die Garden, 44 Generale, 24 Mohren usw. machten den Zug aus. Von da an, nach gehaltenem Te Deum, folgten sich Fest auf Fest. Italiensche Opern und französische Comédien, zum Theil mit Personen vom Hof selbst gespielt, Thierhegen, Land- und Wasserjagden, glänzende Hofafeln, Seiltänzerien, allegorische Feuerwerke zu Wasser und zu Land, Turniere zu Fuß und zu Roß, bei Sonnen- und Fackelschein, von Herren und Damen; Karouffels mit neuen, kostbaren Quadrillen der vier Elemente, Ringkämpfen, Luftschießen, ein Jahrmarkt von lauter Marken ausländischer Nationen, Illuminationen, Revuen und Paraden, Bauernwirtschaften, ein Saturnusfest im Planenischen Grund, wo 1600 Bergleute einen Aufzug hielten, ein Türkenfest, wo 350 Janitscharen aufwarteten, ein Venusfest im großen Garten, Götteraufzüge nach den sieben Planeten,irsch- oder Bärenstürzen oder Sprengjagden drängten einander.“ Der Spaß kostete vier Millionen Thaler und das, während im Lande infolge von Mißwachs die schmerzliche Hungernoth herrschte. Bekannt ist das Lager von Zeithain und Mühlberg, wo August im Juni 1730 29 fürstlichen Gästen, worunter König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und sein Sohn, sein 30 000 Mann starkes Heer vorführte: Paraden und Manöver, Feuerwerke, Illuminationen, Jagden und kostbare Feste jagten einander, ein lustiger Krieg, der dem Lande binnen wenigen Wochen eine Million Thaler kostete. Die hybaritische Schlemmerei, die wahrwichtige Prachtentfaltung an August's des Starren Hofe berührt um so ekelhafter, als sie parallel ging mit den kläglichsten Mißerfolgen einer auswärtigen Politik, die augenscheinlich auf seinen Sinn ohne die mindeste nachhaltige Einwirkung blieben. Es war August 1697 mit Hilfe des Kaisers gelungen, auf dem polnischen Reichstage seine Wahl zum König von Polen durchzusetzen gegen die Verpflichtung, zum Katholizismus überzutreten. Das machte August natürlich nicht die mindeste Schwierigkeit, und obgleich er in einer aus dem Lustschloß Lobskowa bei Krakau am 7. August 1698 erlassenen Erklärung an seine sächsischen Unterthanen feierlichst erklärte, daß der Glaubenswechsel „nicht etwa aus Konfideration einiger Würden und Nutzen, sondern allein Gott vor Augen haltend unternommen“ sei, so versteht sich doch, daß von Lön Recht hat mit seiner Ansicht: „August, sagt man, hat die Religion verändert! Ich würde es zugeben, wenn ich gewiß wüßte, daß er zuvor es gehabt hätte. . . August hatte, als er zur römischen Kirche übergang, eigentlich noch keine Religion, man kann also nicht von ihm sagen, daß er die seinige verändert habe; er nahm nur eine au-

Wie eifrig aber er sich darin erzeiget, lehret unter Anderem das Grempel mit seinem großen Hund, dem er den Rosenkranz um den Hals hing, da ihn sein Beichtvater erinnerte, der Messe mit beizuwohnen.“ Wenn ihm überhaupt am Katholizismus etwas besser gefiel, als am Lutherthum, so der Umstand, daß er mehr Gelegenheit zur Prachtentfaltung bot. Für Sachsen war die Rängerhöhung seines Kurfürsten, die Personalunion mit dem zerrütteten Polen ein Danaergeschenk schlimmster Sorte. Denn nicht allein, daß August zu einer nach seinen Begriffen würdigen Repräsentation des polnischen Königthums, wofür in Polen nicht viel zu holen war, beständig tief in den sächsischen Säckel greifen mußte, begann baldigst ein Kriegszug um die Polen, der Sachsen auf die bösarigste Weise in Mitleidenschaft zog. August hatte mit Dänemark und dem Zaren Peter ein Angriffsbündniß gegen den jungen Schwedenkönig Karl XII. geschlossen, um sich auf dessen Kosten zu vergrößern. Als dann aber Karl XII. den Dänenkönig zum Frieden von Travendal gezwungen und sich der Russen durch den Sieg bei Narwa (1700) vorläufig entledigt hatte, fiel er über Polen her, haute August's von lauter unfähigen Schürzenstipendiarien geführten Heere schmählich zusammen, setzte ihm den Gegenkönig Stanislaus Leszinski entgegen und machte ihn im Verlauf weniger Jahre zu einem König ohne Land. Ja, Karl drang, um August zur förmlichen Abdankung und zum Frieden zu zwingen, in das unglückliche Sachsen ein, das 1706 und 1707 mit Requiriren, Plündern und Soldatenpressen auf das Fürchterlichste heimgesucht wurde. Der Gesamtschaden wird auf 23 Millionen Thaler veranschlagt. August frühnte dabei seinem gewohnten Lebenswandel, ohne sich im Mindesten dadurch stören zu lassen, daß er im Frieden von Alt-Randstädt (September 1706) die Demüthigung eines ausdrücklichen Verzichts auf die polnische Königskrone auf sich nehmen mußte. Diesen Verzicht widerrief er jedoch — Karl's-Heer 1705 vor Sultawa von den Russen vernichtet worden war, griff wieder — immer mit sächsischen Truppen und sächsischen Geldern — in den nordischen Krieg ein und behauptete sich denn auch schließlich im Besitz der polnischen Krone. Er hatte zu dem Zweck im Ganzen aus Sachsen 28 Millionen Thaler, 40 000 Mann Soldaten und 300 Geschütze entnommen. Für sein Stammland interessirte er sich überhaupt nur insoweit, als es ihm die Mittel zur Aufrechterhaltung seiner polnischen Stellung und zur Befriedigung seiner Gellüste liefern mußte. Die absolute Gewalt, deren er sich hier berühmte, wurde zu keinem würdigeren Zweck benutzt, als aus dem Kurfürstenthum auf jede erdenkliche Weise Geld und wieder Geld heraus zu pressen. Unter Anderem wurde, während bis dahin die Staatseinnahmen hauptsächlich in direkten Steuern bestanden hatten, eine Generalkonsumtionssteuer, eine Auflage auf alle Verbrauchsgegenstände, von solcher Höhe eingeführt, daß die Lebensmittel dadurch um ein Drittel im Preise stiegen. Die Landstände, die formell noch existirten und dem Namen nach weitgehende Rechte hatten, setzten sich zur Wehr; darüber aber konnte der Absolutismus um so leichter zur Tagesordnung übergehen, als diese Vertretung der Privilegirten thatsächlich nur ihre bisherige Steuerfreiheit behaupten wollte, und das Bürgerthum mit Schadenfreude aufnahm, daß der Adel nun auch bleichen müsse. Aber weder Steuern noch ein wüthes Schuldenmachen genügte, den unerzättlichen Geldbedürfnissen August's Genüge zu thun. Man griff also dazu, gelegentlich sämmtlichen Staatsbeamten einen Monatsgehalt abzuziehen; da die Verwaltung begreiflicherweise durchaus forumpirt war, so strengte man von Zeit zu Zeit gegen die höheren und höchsten Verwaltungsbeamten Prozesse an, um ihnen einen Theil der von ihnen gestohlenen Summen wieder abzufragen. August versuchte es auch mit der Goldmachekunst, wie viele Fürsten jenes Zeitalters. Einer von seinen Alchemisten, Böttger aus Schleiz, hatte das Glück, zwar nicht das Goldmachen, wohl aber die Herstellung des Porzellans zufällig zu entdecken: so entstand 1710 die Meißener Porzellanfabrik, die bald äußerst profitabel wurde. Schlimmer fuhr der König mit einem anderen Adepten, dem Baron von Stettenberg, der

gegen ein Jahresgehalt von 18 000 Thalern die wahre Lebens- und Goldinktur herzustellen versprach, aber nach vierjährigem Experimentiren und Verthun großer Summen als Schwindler eingekerkert und schließlich enthauptet wurde. Auch auf den Menschenhandel verstand sich August. Am 23. April verkaufte er den Seemächten zum Krieg gegen Frankreich 9000 seiner gepreßten Landesfinder gegen 750 000 Thaler zur Bestreitung der Ausrüstung und jährlich 832 848 Gulden Subsidien, wobei er den Offizieren 11 Prozent, den Heilern die Hälfte, den Musketieren fast zwei Drittel von dem ausbedungenen Sold für seinen eigenen Nutzen abzog. Als Sachsen endlich durch August's Tod am 1. Februar 1733 von diesem angekannten Herrscher erlöst wurde, war die Finanzlage und die Herrichtung aller Staatsverhältnisse eine solche, daß die sparsamste und vollendetste Regierung schwere Mühe gehabt haben würde, hier wieder einigermaßen Ordnung zu schaffen; anstatt dessen aber kam das Land aus dem Regen in die Traufe.

August des Starken Sohn und Nachfolger, Kurfürst Friedrich August II., gleichzeitig König von Polen, gehört genau genommen nicht unter die Sonnenfürsten. Dem persönlich kümmerte er sich um die Regierungsgehefte nur insofern, als er die Arbeit des Unterzeichnens verrichtete und an sein Faktotum, den Grafen Brühl, die stereotype Frage richtete: „Brühl, habe ich Geld?“ Worauf dann Brühl devot antwortete: „Ja, Majestät.“ Das Einzige, was ihm Spaß machte, war die Jagd und gut Essen und Trinken. Die Funktionen des Königs übte der vom Pagen durch alle einem geschickten Streber zu Gebote stehenden Mittel bis zum allmächtigen Minister empor gekommene Graf Brühl aus: er war der eigentliche Kurfürst von Sachsen, und zwar durchaus im Sinne des Sonnenkönigs, freilich ohne dessen Fähigkeiten. Alle wichtigeren Aemter waren in

seiner Hand, und da er nicht die Mühseligkeit hatte, sie alle selber zu verwalten, so besetzte er sie mit seinen Kreaturen, lauter niedrigen Bedienten, kriechend nach oben und brutal nach unten. Darunter ragten besonders hervor der ehemalige, zum Konferenzminister aufgestiegene Lafai Hemmle und der Chef des Justizdepartements von Hammer. Wie es unter dessen Leitung mit der Rechtsprechung ausah, kann man sich darnach ausmalen, daß der Hammer unterstehende Hofrath Esjens ein mittelst Esjens das Schöpfensiegel von Leipzig nach Dresden kommen ließ, um ein selbstgemachtes Urtheil gegen eine von Brühl verfolgte Frau zu unterzeichnen. Bei solchen Helfershelfern war es für Brühl ein Leichtes, Leute, die er besätigen wollte, auf dem Königsstein, dem Sonnenstein, in der Pleißenburg und anderen sächsischen Burgen verschwinden zu lassen. Dem König kam von Brühl's Wirtschaft und dem Zustand des Landes nicht das Geringste zu Ohren; denn mit seiner Familie hatte ihn Brühl zu entzweien gesucht, das ganze Hofpersonal stand in seinem Solde, so daß Niemand ohne sein Wissen und seinen Willen Audienz bekam, und er ließ vom König bei dessen Spazier- und Kirchfahrten durch Anspäher sogar die Stühler fernhalten. So hat der König bis an sein Ende von der tollen Mißwirtschaft seines Günstlings nicht die blasseste Ahnung gehabt, sondern saß in dem Bohn gelebt, es sei Alles in bester Ordnung, weil für seinen Hof das Geld immer da war und Brühl alle Zeit die Mittel hatte, um die vornehmste Gewalt würdig darzustellen. Das Letztere war sein Hauptzweck, denn Brühl bezog im Ganzen 65 900 verschiedene Gehälter, wovon jeder noch sein Pagengehalt; seine Gesamtentlohnung aus Gehältern betragen jährlich 780 000 Thaler, wozu man dann noch die Entlohnung der zahlreichen Güter rechnen muß, mit denen er sich auf Staatskosten begabte. Selbst das oberste zur Bekleidung seines verächtlichen Hofstaates, für die Unterhaltung seiner Maitresses und für seine Lust in Casuarie von Kunjowerten, Paderborn, Anspach, Leipschitz u. s. w. nicht entfernt aus. So ging er wohlgenuth in die Kassen des Staats, bis er ganz augenblicklich als sein Privatvermögen betrachtete, und ließ wahrlich als frei-

gebiger Edelmann seine Helfershelfer bei dem Raub ordentlich mitteln. Ausplünderung des Landes für seinen Nutzen — das ist die Quintessenz seiner ganzen inneren Politik. Noch mehr hatte Sachsen unter seiner auswärtigen Politik zu leiden, die es dahin brachte, daß das Land ein Hauptummelplatz des siebenjährigen Krieges wurde und auf's Furchtbarste unter Kontribution, Verpflegung, Plünderung, Feuersbrünsten, Soldatenpressen usw. zu leiden hatte. Der unmittelbare Geldschaden wird auf hundert Millionen Thaler bemessen, während der Gesamtschaden gar nicht zu taxiren ist. Als die sächsischen Truppen, im Lager von Pirna eingeschlossen, am Hungertuch nagten, lebte Brühl, der mit dabei war, herrlich und in Freuden, und während er den Wiener Hof um ein Darlehn von 100 000 Thalern anbat, hatte er 4000 Dukaten für seine Geliebte, die Aluzzi, übrig. Bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, am 5. Oktober 1763, starb der Schattenkönig Friedrich August, und der wirkliche König, Graf Brühl, der wohl wußte, daß sein Spiel aus sei, legte alsbald seine Aemter nieder. Binnen wenigen Wochen, am 28. Oktober, folgte er dem König im Tode. Zur rechten Zeit, denn die neue Regierung legte alsbald eine Konsummission ein, um die Brühl'sche Wirtschaft zu untersuchen, wobei sich herausstellte, daß Brühl für seinen eigenen Kopf an öffentlichen Geldern über 5 300 000 Thaler gestohlen hatte. Er war sein Lebtag ein frommer Christ und ließ sich gerne bei seiner Abendandacht überraschen; er gehört denn auch unter die Schriftsteller der Gottesgelahrtheit mit seinem 1740 erschienenen Büchlein „Die wahre und gründliche Gottseligkeit der Christen insgemein, nebst einer Anleitung zum Gebet.“

Unter den Verdiensten August's des Starken ist eins übergangen worden. Er gehört nämlich unter die Mäcenaten, die fürstlichen Förderer der deutschen Literatur. Unterhielt er doch, obwohl sonst in seinem Kreise nur die französische Sprache galt, einen deutschen Dichter, des Namens von König, der den siebenjährigen Krieg von Zeithain und Mühlsberg in einem Heldenepos, „August im Lager“, besungen hat. Freilich beurtheilt schon die Mitwelt diesen Poeten und sein Werk recht lieblos, indem man meinte, König habe die Pferde besser geschilbert als die Menschen, und indem der zeitgenössische Kritiker Breitinger bezweifelte, ob das Opus überhaupt ein Gedicht zu nennen sei. Und so hat denn auch die Nachwelt dem sächsischen Manöver-Homer keinen Kranz gestochen.

Besser noch als im Sachsen August's des Starken wurde ein paar Jahrzehnte später in einem süddeutschen Staat, im Herzogthum Württemberg, für das Fortkommen der Dichter gesorgt, indem es hier gar nicht schwer hielt, sich durch schriftstellerische Leistungen auf den Bergen, wo die Freiheit ist, auf dem Hohensapberg oder einer anderen lustigen Höhe, ein Freiquartier auf unbestimmte Zeit zu erwerben. So weit vertrieg sich aber erst der Dritte unter den württembergischen Nachfolgern des Sonnenkönigs, während seine beiden Vorgänger noch mit geringeren Zielen selbstherrlichen Strebens zufrieden waren. Von 1677—1733 regierte das Ländchen Herzog Eberhard Ludwig, der zunächst vornehmlich nach kriegerischen Lorbeeren dürstete. Er beglückte also nicht zum Vergnügen der Stände — sein Land mit dem kostspieligen Luxus eines stehenden Heeres, wovon man hier bislang nichts gewußt hatte, und fürzte sich wohlgenuth als Verbündeter Habsburgs in den spanischen Erbfolgekrieg hinein. Dadurch erwarb er zwar keinen Gebietszuwachs, wohl aber die Reichsfeldmarschallwürde, das Land zwar keine Selbstständigkeit für die Kosten, dafür hatte es aber wiederholt das Vergnügen, die Kriegsjurie über sich abbrauchen zu sehen. Als dann der Krieg zu Ende war und Eberhard Ludwig keine Abtentung mehr hatte, begann er ein fideles Leben im sächsischen Stil, wenn auch nicht auf gleich großem Fuße: er legte sich einen des Versailles Vorbildes würdigen Hofstaat zu, amüsierte sich mit Prunkfesten und Jagden, unmag sich mit einer feinen Leibeswache und zog die nöthigen, adeligen Ausländer mit der üblichen demüthigen Vergangenheit in seine Dienste. Vor Allen aber verjah er sich mit der

unerlässlichen Maitresse, die in seinem Falle Christiana Wilhelmine von Grävenitz hieß. Die Schwester eines mecklenburgischen Junkers, der in Stuttgart Kammerherr geworden war, verfügte sie zwar nicht mehr über ungewöhnliche Schönheit, dafür aber über ein ziemlich gereiftes Alter. Sicher ist aber, daß sie den Herzog ganz in ihre Gewalt zu bringen und zur völligen Trennung von seiner Ehegattin zu veranlassen wußte. Zunächst erhob sich nun in Württemberg über das Verhältnis des Herzogs ein ziemliches Lärmen, und die hier nicht in dem Maße wie in Sachsen, anpassungsfähige Geistlichkeit, voran der Hofprediger, unterfang sich, dem Herzog Vorstellungen zu machen wegen des Vergernisses, mußte sich aber von Eberhard Ludwig mit der Weisheitsregel abspießen lassen, daß gerade widersprechend und verbotene Liebe, am meisten reizt. Als si aber der Wiener Hof in die Angelegenheit einmischte, mußte Eberhard Ludwig die Geliebte entfernen, folgte ihr jedoch nach Genf, von wo ihm erst der Mangel an dem nöthigen Kleingeld nach Stuttgart zurücktrieb. Es fand sich dann aber ein Modus, unter dem er die Grävenitz wieder zu sich nehmen konnte. Von Wien verschrieb man sich eine verschuldeten böhmischen Adelige, von Würten, die gegen Geld und den Posten eines Landhofmeisters die Grävenitz heirathete und nach der Vermählung alsbald verduftete. (Fortsetzung folgt.)

### Bei den Glasarbeitern des Pfirgebirges

Von Max Winter.

(Schluß.)  
Der Perlenbläser bedient sich eines Balkentisches. Er erweicht den Stempel an einer Stichtlampe, zieht den glühweichen Kläutchen aus und legt ihn in die Form, die er durch einen Trit auf einen Hebel öffnet und schließt. Im selben Moment dringt durch einen Schläuch, der auf die eine Ende des Stengels gepakt ist, die gepreßte Luft des Blasbalges in den Stengel und bläst die weichen Glaswände auf. Diese fügen sich in die Form und bilden Hohlkränze. Die Form hat 1 bis 20 Perlen nebeneinander. Hat der Bläser den Stengel 4- bis 5mal in die Form eingelegt, dann bricht er ihn ab und legt ihn bei Seite. Er hat ein „Kläutchen“ fertig, wie der technische Ausdruck für eine solche festgelegte Perlenreihe heißt. Die Kläutchen werden dann auf sehr primitive Art in der Silber- oder Goldlösung — auf kaltem Wege — eingezogen. Wie der Meister den Heber ansetzt, zieht der Perlenbläser mit seinem Athem die Luft in's Kläutchen. Wer wenig damit zu thun hat, der schadet diese Arbeit wohl nicht, aber die wenig Ginzier von Beruf, die im Gebirge anzutreffen sind, werden mit der Zeit an allen der Luft aufgesetzten Hautstellen bläulich-schwarz. Es sind die Mähren des Gebirges.

Die Wirkung der Genossenschaft war schon im ersten Jahre segensreich für die Arbeiter, denn wurden an die 1100 Genossenschafts-Arbeiter nur 200 000 Kronen mehr an Lohn gezahlt, als unter den gleichen Verhältnissen im Vorjahre gekommen hätten. Dennoch sind die Lohnverhältnisse traurig genug, und die Vertrauensmänner der Arbeiterschaft werden auf der Hut sein müssen, daß das von ihnen mitbegründete Institut seinen Hauptzweck, die Perlenbläser zu geordneten Lohnverhältnissen zurückzuführen und ihnen eine menschenwürdige Existenz zu sichern, auch voll erfüllt. Die Anregung zur Gründung dieser Genossenschaft ging von dem Arzt Dr. Jean Weiskopf in Morchenstern aus.

Dieser ist der einzige Erzeuger der Pariser Feingoldperle, die ebenso die Damen der Pariser Boulevards, als die Wilden in Afrika fesselt. Dieses Glasgold wäre die Erschließung Afrikas eben wie der Eisenhandhandel und — jedes Ding hat seine böse Seiten — der Sklavenhandel in Afrika unumgänglich. Die Feingoldperle hat einen ungemein großen Fortschritt.













Von den Perlenbläserbörsern wandern wir zu den Schleifern. Die Schleifer sind ein gar lustiges Völkchen — leicht gelebt und leicht gestorben. Ihr unwirschiger Humor läßt sich gerne grausam an ihrem eigenen Leid. Die Galgenfrist, die ihnen zum Leben bleibt, wollen sie lustig sein: „Da laßt har, ich bin a Schleifer, tausend Gild'n gab' ich, wenn ich nich so dicke wär'; unterjocht wie a Ra'nourm, Beene wie a Zeisig.“ So zeichnen sie sich selbst mit wahren Galgenhumor und haben die Lacher für sich. Diese Selbstverhöhnung ihres mageren, früh gealterten Körpers, der mit 25 Jahren gewöhnlich reif ist für „Pfarrers Schleifmühl“ — wie im Schleiferlandl der Frießhof heißt — hat freilich auch ihre sehr ernste Seite, und manchem frohen Lacher mag später der tiefere Sinn dieser grausamen Selbsthuldigung lebendig geworden sein. Es liegt darin und in so vielen anderen humorvollen Schleiferprücheln soziale Erkenntnis. Der Schleifer weiß genau, wie schlimm es um ihn steht, wie bitter sein Loos ist: Mit dem Todesstein zur Welt zu kommen, das Leben der Mühseligen und Beladenen kurz zu leben und dann sterben zu müssen, ehe noch ein Strahl echter Freude dieses Dasein beschiemet. Die Tuberkulose wüthet fürchterlich gerade unter den Schleifern. Zwei Aerzte des „Schleiferlandes“, der Stadtarzt von Gablons, Dr. August Hausdorf, und der Gemeindecart von Morchenstern, Dr. Rudolf Heller, bringen in ihrer Broschüre: „Ursachen, Weisen und Verhütung der Tuberkulose als Volkskrankheit“ ziffermäßige Belege dafür, wie sehr gefährlich die Glasindustrie und insbesondere die Glasschleiferei für die Lungen ist. Während im Durchschnitt in Böhmen im Jahre 1897 von je 10 000 Einwohnern 44 an Schwindsucht starben, fielen, im gleichen Verhältnis berechnet, in Gablons 64, in Polam (Glasschleiferei und Glashütten) 80,8, in Morchenstern (Schleiferei-Kleinbetrieb) 83 und in Dessenborn, dem Hauptorte der Glasschleiferei des Hiesigen Gebietes, gar 145 Menschen unter 10 000 der Todesurteil.

145 Menschen unter 10 000 der Todesurteil, d. i. dreimal so viel als der Durchschnitt und 8 1/2 mal so viel als in dem Böhmerwaldbezirk Schüttenhofen, wo sich nur 17,1 Fälle ereigneten. Deutlicher als durch diese Ziffern kann die fürchterliche Gefahr, die den Schleifern droht, nicht illustriert werden. Aber auch Dessenborn liegt inmitten einer prächtigen Natur, in gesunder Lage und die Menschen müßten gesund sein, wenn nicht der Glas-, Stein- und Gipssteinbau der Schleifereien ihre Lungen vergiften würde.

Die Schleifer empfinden diese Gefahr vollkommen und sie charakterisieren sie in ihrer Art wieder mit einem grausamen Witzwort. Sie erzählen sich: „Da, o die Schleifer han a Reichthum, der Sauerkraut ist ericht mit 30 Jahr'n gestorb'n.“

Auch fürchterliche Kämpfe um Verbesserung ihrer sozialen Lage haben die Schleifer schon hinter sich. Die Sentimentalisten in ihren handwerklich-moralischen Betrieben, sie gingen dem rüberbüchsen Lohnsystem von: „Verlöbte“ und „Dreherlohn“, einem doppelten Lohnsystem, durch das die Lohnrechnung dem Schleifer völlig unklar werden soll, zu Leibe, sie wußten der Kinderarbeit wirksam zu begegnen und eben das kindermörderische Maß der Schleifereien zur Kinderarbeit zu machen. Viele Eltern im Gebirge waren bedarft, daß der Vater allein nicht genug verdienen, gezwungen, die Kinder in die Schleiferei mitzunehmen, damit auch die Mutter sich ihre Jünger kaum schleifen könne. Dann erst hatte die Familie zu leben. Sie in der Belegschaften-Jahreszeit und in der Perlenbläserei die Gablons'er Exporteur durch selbstmörderische Konsumtion; den Artikel häufig rindern, so machten sie auch nicht vor den Organen, die aus den Schleifmühlen hervorgehen, Gift, und der ganze Fluß des st. nachsinnig geprüften Glases dieser Arbeiter laßt auf ihnen. Durch Herausziehung ungeschulter Arbeiterkräfte, durch überlange Arbeitszeit, durch Massenproduktion und durch Einführung eines sogenannten „schwarzen Fortschritts“, der Jenseit auf der Holzpein, die keiner wieder zu Ohren geschweigen ist, gelang es ihnen Ende der achtziger Jahre, den Markt mit minderwertiger Ware zu überflutenden, einen jünger blühenden

Erwerbszweig ganz herunter zu bringen. Sie selbst hatten freilich viele Tausende dabei verdient. „Für das Gebirge“ — so sagt man in den Schleiferbörsern immer, wenn man die Arbeiter des Gebirges meint — zeitigte diese mörderische Produktion bald schlimme Folgen. 1889 wurden von Aerzten Fälle von Hungertyphus konstatiert, trotzdem — vielmehr weil — damals in den Werkstätten und selbst in Fabrikbetrieben 15 bis 16 Stunden gearbeitet wurde. In diesen Tagen veröffentlichte der seither zum Volksdichter herangewachsene Glasschleifer Franz Grünmann im sozialdemokratischen „Freigeist“ (Neichenberg) einen Artikel, in dem er die Lage der Schleifer lebenswahr schilderte. Dieser Artikel gab mit den Anstoß zu einer mächtigen Bewegung. Die schlaftrigen Behörden wachten auf. Sie bestrafte nicht nur mehr die hungrigen Schleifer wegen Diebstahls, wenn sie einen Hund auf der Gasse abfingen, um ihn daheim zu schlachten und zu essen, sie wurden plötzlich sozialpolitisch, setzten in einer Enquete Minimallohne fest und beruhigten so die Arbeiterschaft, die in Streik getreten war. Aber schon einige Wochen später hatten die Unternehmer die Löhne wieder durchbrochen. Es kam zu zeitweiligen wilden Arbeitseinstellungen. Ein Schleiferprüch' lautet:

Wenn de Schleifer wölbe war'n,\*  
Woll'n je All's zerreißen,  
Wenn je wieder zohme sein;  
Lassen je of sich

Der erste Theil des Spruchs bewahrheitete sich nun. Die Schleifer waren wild und sie machten es so wie der brotlose Haufe der Perlenprenger, der vom Tischebüchsen herübergezogen war und eben seine Hauptschlacht geschlagen hatte. Bei der Firma Breit & Wienthal wurden die Sprengmaschinen zerstört und das fertige Produkt auf die Straße geschüttet. Dies riß die Schleifer mit fort. Eines Tages, im Januar 1890, standen auch sie wieder auf der Straße. Sie rotteten sich zusammen und zogen von Ort zu Ort, wüthend Arbeitseinstellung erzwingend. Die Bewegung ging von Dessenborn aus. Männer und Weiber, Schwächliche und Kranke, Alles war in Bewegung. Sie stiegen auf den Dessenborn'schen Berg, bewaffneten sich bei einem Holzschlag mit Krügeln und nun — wollten sie die Welt ändern. Alles zusammenzuschlagen! war ihre Losung. Thatsächlich wurden auch die Schleifereien durchjübert, und wo man fertige Waare fand, da wurde sie zertrümmert und vernichtet. Dadurch glaubten sie sich dem Elend zu entziehen. Dieses blieb zunächst, ja es wurde noch vergrößert, denn manch' ein Ernährer seiner Familie war von den Gendarmen festgenommen und dann abgeurtheilt worden.

Die Behörden gingen aber den Prositthänen nun doch etwas zu Leibe, freilich wieder österreichisch-kräftlos. Die Schleifer hatten aber aus ihren unglücklichen Kämpfen gelernt, daß nur eine festgefügte Organisation die übermüthige Macht des Unternehmertums brechen kann. In schweren Kämpfen schufen sie sich eine solche, und in dem von Robert Kämpfer gegründeten „Glasarbeiter“ hatten sie eine mächtige Waffe. Heute sind wenigstens in den Hauptgruppen halbwegs geordnete Verhältnisse.

Es giebt vier Schleifergruppen: Die Kristalliererschleifer; sie schleifen vornehmlich die Lüsterartikel; die Flaconschleifer, die uns die prächtigen geschliffenen Vasen, Flacons, Schalen, Salzstener, Zuckerboxen und was sonst an Kristallwaaren in reichen Häusern zu finden ist, liefern; die Schwarzglas- und Phantasieschleifer, die sich namentlich an tausenderlei Knöpfen die Finger wand schleifen, und endlich die Serviettenringerschleifer, die die Servietten — besser Arminge — für die alten Löhner Indiens schleifen.

Es würde zu weit führen, hier in's Detail zu gehen. Wo ein Fluß oder Bachlauf ist, sind die Schleifer zu Hause. Nur in eine Dessenborn'sche Schleiferei wollen wir einen Blick werfen, um uns einen größeren Schleiferbetrieb zu vergegenwärtigen. Wir sind bei Schabernarbeitern, die drei Gruppen bilden: Schärfer, Schneider und Polierer. Der Schärfer behandelt das gepreßte Stück auf einer

Eisenscheibe, mit deren Hilfe er den brüchigen Rand entfernt, der Schneider macht auf einer Steinscheibe die Ecken und Flächen glatt und der Polierer glänzt auf einer Scheibe von Pappelholz mit Trippelein die matten Flächen, damit sie das strahlende Feuer bekommen, das namentlich die Lüsterartikel auszeichnet.

Außer in zahlreichen Orten des Hiesigen Gebirges sind auch im Nupathal, zu Füßen der Schneekoppe, Schleifereien. Die Löhne betragen hier, wie „im Gebirge“, in der Regel Kr. 10 bis 12 in der Woche, nur Künstler, die mit Virtuosität in die glatten Flächen von Brunkgefäßen Blumenornamente schleifen, können auch hier auf einen Wochen von Kr. 20 (M. 16,70) kommen. Auch die Schleifer des Nupathals können das schaurig-lustige Schleiferlied des Schleiferdichters Grundmann singen, das längst Gemeingut aller Schleifer geworden ist:

Oh mir Schleifer, jo mir Schleifer  
Laben herrlich of d'r Walt,  
Don kan' Kommer, käne Sorgen,  
Doch dö Loschen vuller Gald!  
[: Zuchheidie, Zuchheida,  
Zuchheidie, Zuchheida,  
Zuchheida, Zuchheida.]

Erporteur, Lieferanten,  
's is a Sommer, wie die Kof'n,\*  
Dens d'regen wachsen Wäuche,  
Die m'r bal na mich d'rtroh'n! \*\*  
[: Zuchheidie usw. :]

Wenn m'r täglich vierzehn Stunden  
Spaßeshalber schleifen thun,  
Krieg' m'r wöchentlich drei Gilden:  
Is dos na a schienes Luhn?  
[: Zuchheidie usw. :]

Könn' m'r do na bummeln, brächen,\*\*\*  
Könn' m'r sch do na nobel gah'n?  
Jo, do könn' m'r wirklich „prassen“,  
Jo, do müß' m'r döcke war'n!  
[: Zuchheidie usw. :]

Stirbt m'r dann mit dreißig Jahren,  
Sof'n dö Loite: Lieber Gont,  
's war a Schleifer, dar sich endlich  
Mausjetzt gefossen hout!  
[: Zuchheidie usw. :]

Oh mir Schleifer, jo mir Schleifer  
Laben herrlich of d'r Walt,  
Don kan' Kommer, käne Sorgen,  
Doch dö Loschen vuller Gald!  
[: Zuchheidie usw. :]

Zum Schluß wollen wir noch bei den Malern Einkehr halten. Das Volk singt von ihnen:

Die Maler sind gar große Herr'n,  
Von jedem Knoppe hängt a Zween,  
Die Schleifer gleih'n zerrißen  
Sogar mit barb'je Fieken.†

Dieser „Knüttelvers“ aus der guten Zeit hat sich heute auch schon überlebt. Auch die Maler gehen schon zerrißen und gar Mancher hat nicht mehr alle Knöpfe an seinem Rock. Dies gilt namentlich von den handwerksmäßigen Malern, die die Massenartikel — Knöpfe, Perlenstifte, Serviettenringe — zumeist recht grell bemalen. Kr. 10 bis 15 Wochenlohn ist die Regel. Wer damit 4, 5 Kinderwagen füllen will, dem bleibt kein Geld für einen guten Rock. Eine zweite Gruppe von Malern steht im Dienste der Graf Harrach'schen Hütte in Harrachsdorf. Sie bemalen Vasen, Obstschalen, Aufsätze, Lampen, Krüge, Service, Kammern, Becher, Brunkgläser und vieles Andere. Sie sind Künstler. Viele von ihnen haben einige Jahre Kunstgewerbelehre hinter sich; die Meisten sind bestrebt auf der Höhe der Zeit zu bleiben und sind allen Anregungen zugänglich. Sie sind den besten Produktivkräften österreichischen Kunstgewerbes zuzuzählen. Wir Großstädter bewundern ihre Werke in den Schaufenstern der großen Glaswarenhandlungen, ohne zu wissen, wie schwer es so einem armen Teufel wird, sich die theueren Vorlagenwerke anzuschaffen, aus denen er die Kraft schöpft, modern zu bleiben. Wir ahnen nicht, daß auch diese Künstler Proletarier sind, die um Kr. 20 bis 30 in der Woche schuften müssen, um das liebe Brot zu verdienen, während ihre Brunkwerke bestimmt sind, den reichbesteckten Tisch der Genießer zu schmücken.

\* Woll werden.

\* flagen. \*\* ertragen. \*\*\* saufen. † barfuß.

## Tschelkasch.

Erzählung von Maxim Gorki. Deutsch von H. Scholz.

(Fortsetzung.)

Gawrila tauschte mechanisch seinen Platz gegen den des Gefährten ein. Als Tschelkasch dem armen Burschen während des Platzwechsels in das geängstigte Gesicht sah und bemerkte, wie er auf den zitternden Beinen schwankte, that er ihn aufrichtig leid.

„Na, du hab' keine Angst mehr!“ sagte er, ihm auf die Schulter klopfend. „Gast dafür schön verdient, ich lass' mich nicht lumpen. Den vierten Theil kriegst Du ab — einverstanden?“

„Sch... will garnichts haben. Wenn ich nur erst... am Ufer wär'!“

Tschelkasch spuckte ärgerlich aus und legte sich kräftig in die Ruder, wobei er mit seinen langen, dünnen Armen weit ansholte. Das Meer war inzwischen erwacht — keine, schaumbefranzte Wellen bedeckten seine Oberfläche, stießen und neckten sich gegenseitig und zerstoben in feinem Gischt. Die Bogen klatschten und ächzten, Alles ringsum war wie von einem harmonisch abgetönten, halb verhaltenen Geräusch erfüllt. Das nächtliche Dunkel ward nach und nach lebendig.

„Sag' mal,“ begann Tschelkasch wieder, „wenn Du jetzt in's Dorf kommst — da nimmst Du ein Weib, nicht wahr? Und dann gehst an's Acker und Säen, und Dein Weib kriegt Kinder — so viel Kinder, daß Du nicht Futter genug hast, sie alle zu ernähren... he? Und da wirst Du Dich um Dein Leben lang schinden und plagen, was? Dürstige Aus-sichten das...“

„Was heißt da Aus-sichten...“ versetzte Gawrila gedriekt. „Was soll man schon machen...“

„Halt' mehr nach rechts,“ rief Tschelkasch ihm zu, „wir sind jetzt bald am Ziel. N—ja, das wär' mir erledigt... ein tüchtiges Stück Arbeit! Nur eine Nacht lang zu thun — und ein halbes Tausend Rubel verdient! Was sagst Du dazu, he?“

„Ein halbes Tausend?!“ wiederholte Gawrila ungläubig. Und dann fuhr er erschrocken zusammen und fragte, mit dem Fuße an einen der Ballen stoßend: „Was ist denn eigentlich da drinnen?“

„Das ist Seide... 'ne theure Sache! Wenn's im Handel verkauft wird, bringt's wenigstens tausend Rubel. Na, ich mach's billiger... 'n feines Geschäftchen, was?“

„Das will ich meinen,“ versetzte Gawrila, der noch immer an Tschelkasch's Worten zu zweifeln schien. „Ein halbes Tausend... wenn die so unsereinem 'mal zustoßen!“

Er senkte tief auf und gedachte seiner fernem Heimath, seiner ärmlichen Bauernwirtschaft mit all' ihrer Noth und ihrem Jammer, seiner alten Mutter und alles Lieben und Theuren, um dessentwillen er auf der Arbeitsfische durch die Welt zog, und um dessentwillen er auch die Angst und Mühe dieser Nacht auf sich genommen hatte.

„Könni' einem schon auf die Beine helfen... so'n halbes Tausend!“ wiederholte Gawrila trüb-jelig seufzend.

„Glaub's wohl,“ versetzte Tschelkasch. „Da rutschst Du wohl gleich mit der Eisenbahn ab! Und wie Dich die Mädel mit einem Mal gern hätten — ei, ei, ei! Und 'n Haus würdest Du hinhauen... Das heißt, zum Haus möcht's am Ende nicht reichen...“

„Das mein' ich auch... zum Haus wär's zu wenig. Das Holz ist bei uns theuer.“

„Na, vielleicht würde der Schwiegeralte was auflegen. Ein Pferd hast Du wohl, was?“

„Ein Pferd ist da... aber 's ist bloß 'ne alte Schindmähre...“

„Dann würdest Du also 'n anderes kaufen. Ein schönes Pferd... eine Kuh... Schafe... allerhand Geflügel... was?“

„Schweig schon!... Ach, wenn das so möglich wär' — Herr des Himmels! Das wär' ein Leben!“

„Glaub's wohl — ein feines Leben wär's! Kann's recht gut begreifen, hab' auch mal im

eigenen Nest gefessen. Hatte 'mal 'nen Vater, der gehörte zu den reichsten Leuten im Dorfe...“

Tschelkasch begann langsamer zu rudern. Das Boot schaukelte trüg auf den Wellen, die muthwillig gegen seine Planken klatschten und immer lebhafter und unruhiger wurden. Die beiden Insassen blieben eine Weile stumm, in stilles Sinnen versunken. Tschelkasch hatte vom Dorfe zu reden begonnen, nur um Gawrila zu trösten — jetzt aber riß ihn selbst der Gedanke daran mit fort.

„Die Hauptsache, Bruder, im Leben des Bauern ist die Freiheit,“ begann er laut zu reflektiren. „Bist Dein eigener Herr, hast Dein Haus — und wenn's auch nicht viel werth ist, 's ist immer Dein. Die Henne auf dem Hofe, das Ei, der Apfel — Alles ist Dein. König bist Du auf Deinem Fleckchen Erde!... Und dann die Ordnung... Des Morgens, wenn Du aufstehst, erwartet Dich Deine Arbeit, im Frühjahr diese, im Sommer jene, im Herbst und Winter wieder eine andere. Wohin Du auch ausklegst magst — immer kehrt Du in Dein Nest zurück. Da ist's warm... da ist Friede... ein richtiger König, was?“

Ganz begeistert pries Tschelkasch die Vorzüge und Rechte des Bauernlebens und vergaß dabei vollkommen seine Schattenseiten. Gawrila hörte ihn eifrig zu: er dachte nicht mehr daran, mit wem er es eigentlich zu thun hatte, sondern sah in Tschelkasch einen eben solchen Bauern, wie er selbst einer war, einen Menschen, der gleichsam durch den Schweiß vieler Generationen an die Erde festgeklebt und durch die Erinnerung seiner Kindheit mit ihr verbunden war, jedoch in trotziger Willkür sich von ihr und der Sorge um sie losgerissen hatte und für diese Trennung jetzt die verdiente Strafe trug.

„Das ist Alles richtig, Bruderherz,“ sagte er, „Alles ganz richtig! Und nun sieh Dich 'mal an, was Du jetzt ohne Grund und Boden für'n Kerl bist! Was?... Nein, Bruder, Mutter Erde kaunnt Du so wenig vergessen wie Deine eigene, leibliche Mutter!“

Tschelkasch versank in ein stilles Briten... Er verspürte ein schmerzhaftes Würgen in der Brust, das er jedesmal empfand, wenn seine Eitelkeit — die Eitelkeit des kranken Abenteurers, der sich selbst gegenüber den festhaften Alltagsmenschen etwas dünkte — von irgend Jemandem verletzt wurde. Namentlich wenn dieser Jemand ihm selbst als ein unbedeutender Wicht erschien.

„Dummes Zeug,“ versetzte er barsch. „Glaubst am Ende gar, ich hab' das Alles im Ernst gesagt! Was Du Dir nicht einbildest!“

„Bist doch ein spaziger Kerl,“ meinte Gawrila schüchtern. „Hab' ich denn von Dir gesprochen? 's giebt doch viel Leute von Deiner Art! Herr Du meine Güte, wie viel unglückliches Volk treibt sich nicht in der Welt 'rum! Lauter arme Schlucker...“

„Du fass' mal wieder stramm in die Ruder!“ herrschte Tschelkasch ihn kurz an. Nur mit Mühe vermochte er die Fluth von heftigen Schimpfwörtern, die sich ihm in die Kehle drängte, zu unterdrücken.

Sie wechselten wieder die Plätze, wobei Tschelkasch, der nach dem Sitz am Steuer hinüberstelte, nicht übel Luft hatte, Gawrila einen Fußtritt zu geben, daß er in's Wasser stög. Er fand jedoch nicht die Kraft in sich, diese Absicht auszuführen. Schweigend saßen sie Beide da. Aber schon der bloße Anblick Gawrila's rief Tschelkasch immer wieder das Bild des Dorfes vor Augen. Er gedachte der Vergangenheit und vergaß sogar, das Boot zu lenken, das von der Strömung irgend wohin in's Meer hinausgetrieben wurde. Als ob die Wellen es errathen hätten, daß das leichte Fahrzeug ohne Leitung war, schleuderten sie es wie ein Spielzeug immer höher empor, wobei sie unter den Ruder schlägen mit sanfterm, bläulichem Schimmer aufleuchteten. Bilder der Vergangenheit zogen an Tschelkasch's Geiste vorüber — einer fernem Vergangenheit, die durch ein elfjähriges Stromerleben

wie durch eine hohe Mauer von der Gegenwart getrennt war. Er sah sich als Kind, sah das Dorf, seine Mutter — ein rothwangiges, kugelrundes Frauchen mit gutmüthigen grauen Augen — sah die rothbärtige Hünnegestalt und das strenge Gesicht des Vaters; er sah sich als Bräutigam neben der üppigen, allzeit heiteren, schwarzäugigen, langzöpfigen Anstissa... Dann wieder erblickte er sich als stattlichen Gardisten, die Mutter als runzlige Alte und den Vater als grauhaarigen Greis mit von der Arbeit gebeugtem Rücken. Er sah das Bild des Empfanges, den das Dorf ihm bereitetete, als er vom Regiment zurückkehrte, sah, wie der Vater neben ihm, dem hübschen, fixen Kerl mit dem flotten Schnurrbart, stolz vor allen Leuten einherschritt... Er fühlte sich gleichsam angeweht von dem weichen, veröhnlichen Hauche der Heimathsluft, die ihm die liebevollen Worte der Mutter, die verständigen Rethen des Vaters zutrug, neben vielen anderen, längst verklungenen Lauten und dem frischen Duft des feuchten, eben ange-thauten Ackerbodens. Und alle diese Bilder schienen nur deshalb in seinem Geiste aufzutauhen, um ihm die Fehler und Thorheiten, die er begangen, doppelt grell zum Bewußtsein zu bringen. Er fühlte sich als ein entgleister, gefallener, einsamer Auswürfling, der aus der angestammten Lebensordnung herausgerissen und als unthätig bei Seite geworfen war.

„Geda, wohin fahren wir denn?“ fragte ihn plötzlich Gawrila.

Tschelkasch stutzte zusammen und hielt mit dem unruhigen Blick des Diebes Umschau.

„Was Teufel, wohin sind wir denn gerathen? Na, es macht nichts aus... Fass' nur kräftig in die Ruder, wir sind bald da.“

„Hast wohl ein Bißchen geträumt?“ meinte Gawrila lächelnd.

Tschelkasch sah ihn scharf an. Der Kleine schien wieder ganz zu sich gekommen zu sein, er schante ruhig und heiter, ja beinahe triumphirend drein. „Müde bin ich geworden,“ brummte Tschelkasch vor sich hin, „und dann schaukelst Einen das so...“

„Schaukeln thut's schon, das stimmt,“ meinte Gawrila. „Jetzt haben wir also nichts mehr zu fürchten wegen des Zenges da?“

Er stieß mit dem Fuße gegen die gestohlenen Ballen.

„Nein, kaunnt Dich beruhigen. Gleich liefern wir sie ab, und dann giebt's Geld... hm — ja!“

„Wie viel? Fünfhundert?“

„Wenigstens so viel.“

„Das ist 'ne Sache!... Schönes Geld! Das könn' so'n armer Schlucker wie ich gut gebrauchen.“

„Ei, da wollt' ich ihnen ein Liedchen pfeifen!“

„Recht nach Bauernart, was?“

„Das versteht sich! Da mücht' ich gleich...“

Und Gawrila erhob sich mit kühnem Fluge in's Reich der Phantasie. Tschelkasch dagegen schien recht niedergeschlagen. Sein Schnurrbart hing melancholisch herunter, die Augen waren eingefallen und glanzlos, und er sah gebückt und traurig aus. Der kühne Raubvogelausdruck war einer schlaffen Nachdenklichkeit gewichen.

„Auch ich bin gehörig müde,“ meinte Gawrila, „hab' mich tüchtig abgerackert.“

„Wir sind bald am Ziele — da!...“

Eine kräftige Bewegung des Steuer's, und das Boot hielt gerade auf einen großen, dunklen Felsen, der aus dem Wasser emporragte. Der Himmel war wieder ganz mit Wolken umzogen, und ein feiner, lauer Regen begann niederzurieseln.

„Halt! Leiser!“ kommandirte Tschelkasch.

Das Boot stieß mit dem Schnabel gegen den Rumpf einer Barke.

„Schlafen wohl, die Teufelskerle!“ murmelte Tschelkasch, indem er mit dem Bootshaken ein paar Lane ergriff, die vom Bord des Schiffes herabgingen. „Die Schiffstreppe ist nicht heruntergelassen... Nun regnet's gar... hätt' auch früher anfangen können! Geda, ihr Schlingel!... Ho! He!...“

„Ist Seltasch da?“ schnurrte oben auf dem Berdeck eine freundliche Stimme, die offenbar keinem Muffen gehörte.

„Naß die Treppe 'runter!“ rief Tscheltasch unwirsch.

„Willkommen, Fremd Seltasch!“

„Zum Fenster noch Eins — die Treppe, schwarzer Teufel,“ brüllte Tscheltasch.

„Oh, er ist ärgerlich heut'... Ei, ei!“

„Vorwärts, Gawrila!“ rief Tscheltasch dem Gefährten zu.

Eine Minute später standen sie auf dem Berdeck, über dessen Rand hinweg drei dunkle, bärtige Gestalten, die in einer eigenhümlich zerhackten fremden Sprache lebhaft miteinander schwatzten, in das Boot der beiden Ankömmlinge hinterzuschauen. Ein Diener, der in einem langen, faltigen Mantel gehüllt war, trat auf Tscheltasch zu und schüttelte ihm schweigend die Hand, worauf er Gawrila mißtrauisch ansah.

„Morgen früh mücht' ich das Geld haben,“ verzogte Tscheltasch kurz. „Jetzt will ich schlafen. Komm', Gawrila! Oder hast Du Hunger?“

„Nein — aber schläfrig bin ich,“ sagte Gawrila, und schon nach fünf Minuten schnarchte er in dem Kiearraum der Barke, während Tscheltasch neben ihm saß, sich irgend Jemandes Stiefel anpaßte und eine traurige Melodie vor sich hinpfeif. Dann streckte er sich, ohne den Stiefel auszuziehen, neben Gawrila hin, schob die Hände unter den Kopf und starrte, während sein Schnurrbart sich auf und nieder bewegte, nach dem Berdeck empor.

Die Barke wiegte sich leicht auf der schwankenden Fluth; ein mehnmüthiges Knarren, wie wenn zwei

Hölzer sich aneinander rieben, künnte irgend woher; der feine Regen säckerte leise auf's Berdeck hernieder, und die Wellen klatschten monoton gegen die Planken des Fahrzeugs... Alles das klang so traurig, wie das Wiegenlied einer Mutter, die an dem Glück ihres Kindes verzweifelt...

Tscheltasch flüchtete die Zähne, hob den Kopf empor, schaute ringsum und legte sich, irgend etwas vor sich hin murmelnd, wieder auf den Boden.

Er streckte die Beine weit von sich und glich so auf's Haar einer gewaltigen Scheere.

III.

Tscheltasch erwachte zuerst und warf einen unruhigen Blick auf seine Umgebung, gewann aber sogleich seine volle Sicherheit, als er Gawrila sah, der ruhig schnarchend neben ihm lag. Das noch halb kindliche, gesunde, sonnenverbrannte Gesicht des Bauernburschen war von einem glücklichen Lächeln verklärt — er mußte wohl irgend etwas Angenehmes träumen. Tscheltasch schloß tief Athem und kletterte dann auf der schmalen Strickleiter zum Berdeck empor. Durch die Deffnung des Kiearraums sah man ein Stück des bleigrauen Himmels; es war bereits hell, doch dabei herbstlich trüb und traurig.

Zwei Stunden später kehrte Tscheltasch zurück. Sein Gesicht war geröthet, sein Schnurrbart fed nach oben gebogen, und von seinen Lippen strahlte ein gutmüthig-vergnügtes Lächeln. Er trug ein Paar hohe, feste Stiefel, lederne Hosen und eine Joppe, was ihm ganz das Aussehen eines Jägers gab. Das Kostüm war schon abgetragen, doch recht dauerhaft und wie für ihn gemacht. Er sah darin breiter aus, seine knochigen Glieder erschienen

runder, und seine ganze Gestalt bekam etwas Forsche Kriegerisches.

„Geda, Du, Kälbchen — steh' auf!“ rief e Gawrila mit dem Fuße stoßend.

Gawrila sprang auf und starrte Tscheltasch, der er in seiner Schlaftrunkenheit nicht sogleich erkannt mit erschrockenen Augen an. Tscheltasch brach ein Gelächter aus.

„Steh doch — Du bist's!“ sagte Gawrila, sein Lachen einstimmend. „Bist'n Herr geworden!“

„Das geht bei unsereinem rasch. Na, aber ängstlich bist Du — ha ha! Wie oft wolltest Du heut' Nacht wohl sterben? He? Sag' mal!“

„Aber sag's doch selbst: Ich war das erste Mal bei solchem Geschäft! Unglücklich konnt' ich nicht machen, für's ganze Leben.“

„Na — und wie steht's: Müdestest noch einmal fahren?“

„Noch einmal? Das heißt... ja... willst Du mir's sagen? Um welchen Preis? Daran komm't's an...“

„Na, sagen wir 'mal — um zwei Regenbogen farbige...“

„Zweihundert Rubel, heißt das? Warum nicht? ... Das können wir überlegen...“

„Wenn Du Dich aber dabei unglücklich machst?...“

„Vielleicht mach' ich mich auch nicht unglücklich,“ sagte Gawrila mit pöflichem Lächeln. „Vielleicht kauft's gut ab — dann bin ich für's ganze Leben ein gemachter Mann!“

Tscheltasch lachte vergnügt.

„Na, schön — lassen wir jetzt die Späße. Wir müssen jetzt an's Land rudern... vorwärts!“

(Schluß folgt.)



\* Sicheres Glück. \*

Es dunkelt schon. Im Felde neigt sich der welkende Hohn, Weiß kommt es herauf von den Wiesen — Wir geben schweigend Hand in Hand Und seh'n das stille, ernste Land Im Dämmergrau zerfließen.

Fern flirrt noch ein winziges Bauernhaus — Nun fischt auch dort das Lämpchen aus, Kein Licht glimmt mehr auf Erden. Die Nacht kriecht schwarz und schwer heran — Doch tief in unserm Herzen kann Es nie mehr dunkel werden! —

Margarete Braus.

Heizung. Sie schreitet den Jeshoin entlang, vorbei an den reißenden Felsen und den wehenden Schafen. Schon neigt sich der Abend. Die Farben verbläuen und der Hain hat sich auf Gess und Graut gelegt. Die junge Frau hat einen weichen Weg hinter sich. Beim Doktor im Kachbarfleder war sie mit ihrem kleinen Kinde. Nun schreiet sie heimwärts. Eine Vogelkammer ist es: hartnäckig, in der eigenartigen Drossel der jenseitigen Kippenhocherinnen. Sie schaut auf das Kind herab. Der Doktor hatte die Schicksale gepredigt und gemeint: „Zum Schicksal müßte es ja noch nicht, und das Fieber werde schon vorübergehen. Nur gute Pflege müßte das Kind haben.“

Bei Vogelkammerien, gute Pflege! Sie hatte aufgegeben wegen der Angst und Däul! Sie that es nicht; sie hatte nur mit großen Augen den Arzt an, daß das Kind an sich und wandte sich heimwärts. Nun ist's nicht mehr weit bis zum Heimathort. Das Kind an sich bleiben, es muß wieder gesund sein in ihr Gung! Schreien schreiet sie die großen, atemberaubenden Gänge von den kleinen Leib und preßt ihn mit den Armen eng und fest an den eigenen Körper.

Elephantenjagd in Madag. (America). Alle Vorbereitungen zur Jagd waren getroffen. Auf den

„Das Buch der Schnur“. Eine Sammlung beachtlicher Zusammenhänge, herausgegeben von Paul Neuner, Seiler und Buchh. Schöner & Neuner.

Höhen ringsum hatte sich ein reges Lagerleben entfaltet. Von den Palaberronmeln gerufen, waren die Muffel weidlich herbeigezogen. Die Frauen errichteten Mäntelstätten für die Nacht, während die Männer rücheln an einem Wildzaun arbeiteten. Sie waren so geschäftig bei der Arbeit, daß sie kaum aufschauten, wenn ich bei ihnen vorüberging. Die Gewehre standen hinter ihnen bei den Bäumen. Die alten Medizinmänner, behängt mit wunderbaren Amuletts, Schnäbeln jenseitiger Vögel, Knochen todtter Thiere und Reuschchen, trugen Elefantenschwänze in den Händen und beiprengten unter Beschwürungen den Zaun. Unermüdet gingen sie auf und nieder und unermüdetlich schwangen sie würdevoll ihre wunderbaren Wedel. Sie wollten die Thiere bannen.

Während meine Leute noch mit dem Aufschlagen des Jelles beschäftigt waren, stieg ich mit Zampa und Amba, den gespannten Karabiner in der Hand, vorsichtig in den Sumpf bergab. Eingeborene und Soldaten hatten die Meinung, uns nicht zu folgen, sondern nur die Thiere, wenn sie etwa durchzubrechen versuchten, mit Klappern und Schredschüssen zurückzuweisen. Jänner dichter wurde das Unterholz, je weiter wir bergab kamen; immer feuchter wurde auch der Untergrund. Im Thal wurde es ganz jümpfig, hartes Schilf wücherte zwißchen den Bäumen und nur auf den breiten Wegen, die die Thiere getreten hatten, konnte man noch vorwärts kommen. Amba ging voran, hinter mir folgte Zampa. Sobald ein Zweig knackte, blieben wir erschrocken stehen: jeden Augenblick konnte neben uns einer der Riesen auftauchen. Wehrlos passierten wir Stellen, wo umgebrochenes Schilf und zerstückte Bäume zeigten, daß die Thiere sich geschickt hatten. Frische Lojung verbreitete einen eigenhümlich scharfen Geruch. Amba hand still, drehte sich halb um und zeigte mit der Hand vorwärts: Massa wajene? (Herr siehst du?) Grau wie das Schilf, grau wie die Bäume stand ein großer Elefant vor uns. Langsam drehte er den Kopf, hin und wieder schlug der Köpfel nach oben, bewegte sich der kurze Schwanz. Das Thier hatte gelegen, denn es lag von oben bis unten mit einer grauen Schlammrinne überzogen. Der Kieje ahnte nichts von den winzigen Reuschchen, die ihm so nahe standen.

Seld kam Walla, ein bekannter Elefantenjäger, mit der Wadung zurück, daß er die Thiere im tiefsten Sumpf unten getroffen habe. Es seien nicht mehr alle beisammen, er habe nur vier starke Elefantens, darunter zwei große Bullen, gesehen. Da

es mir darauf ankommen mußte, die gefährlichsten Thiere zuerst abzuschießen, so folgte ich Walla, der mich und Zampa bis auf 15 Schritte an die stehenden Thiere heranführte. Hintereinander, den Kopf bald rechts, bald links wendend, um hier und dort etwas Grünes abzurufen, kamen die Elefanten langsam auf uns zu. Die Karabiner waren entschert. „Du den Zweiten,“ flüchtete ich Zampa zu. Jetzt hatten wir die Thiere breit. Ich feuerte auf das rechte Gehör des vordersten Thieres. Auf den scharfen Knall warf der Elefant den Köpfel in die Höhe und trompetete laut. Den kurzen Schwanz lang gestreckt, drehte er sich wie ein Kreis um sich selbst. In diesem Augenblick hatte auch Zampa geschossen. Nicht vor mir knickte das zweite Thier in die Kniee, kam aber schnell wieder hoch und folgte dem fortwährend brüllenden Leitbullen, der schweigend bergan strebte.

„Er liegt,“ rief mir Zampa plötzlich zu. Wir sahen nichts mehr, langsam folgten wir den nächsten bergauf. Da lag das eine Thier, augenscheinlich war die Wirbelsäule getroffen, denn der Elefant war nur hinten niedergebroschen und hatte eine sitzende Stellung. Wie Säulen ragten die Vorderbeine aus dem Boden, Kopf und Köpfel pendelten links und rechts, ein dumpfes Stöhnen erkönte, dicke Blutbroden flogen zur Seite, ein Zeichen, daß auch die Lunge verletzt war. Der andere stand neben ihm bewegungslos bis auf den Köpfel. Er pustete oft nach dem Köpfel voll Staub und bewarf sich damit. Unser Näherkommen schienen die Thiere nicht zu bemerken. Wir schlichen um sie herum. Ich hatte das Auge des sitzenden Riesen genau in der Kinnle, als Zampa neben mir schoß. Der stehende Elefant trompetete laut. Jetzt zog ich durch; wie ein Haus stürzte das Thier auf die Seite. Der andere Elefant stand noch immer; erst bei dem ersten Schuß aus meinem zweiten Rahmen brach er zusammen. Dicht beieinander lagen die beiden Riesen in einer gewaltigen Lache Blut. (Aus: „Kamerun“. Von G. a. n. Dominik. Berlin. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!